

Fran J. v. Dehn
Der. Verf.

Julius von Schröder.

Zur Erinnerung
an das Leben und Wirken
eines baltischen Schulmannes.

Von
Georg Rathlef
in Dorpat.



(Sonder-Abdruck aus der «Baltischen Monatschrift» Band XXXVI, Heft 3.)



Reval, 1889.

Gedruckt bei Lindfors' Erben.

B
6
3
4
4.

ENSV
Riiklik Avalik
Raamatukogu

Ar 889

Rathlef

AR Fr. R. Kreutzwaldi
nim. ENSV Riiklik
Raamatukogu

104.572 x

Дозволено цензурою — Ревель, 20-го Апреля 1889 г.

50

In einer Zeit, wo unser ganzes Schulwesen den bedeutendsten Reformen unterliegt, dürfte das Lebens- und Charakterbild eines Mannes wol Interesse beanspruchen, der von hervorragender Stelle aus mehrere Jahrzehnte hindurch seine Lebensarbeit diesem alten Schulwesen geweiht hat. Das Bild Director Julius von Schröders mag hier so gezeichnet werden, wie es seinen Mitarbeitern aus der letzten Zeit seines Amts- und Arbeitslebens vorschwebt, namentlich in denjenigen Zügen, die ihnen dieses Bild lieb und werth gemacht haben. Von dem früheren Leben sei nach Schröders eigenen Aufzeichnungen über seine Jugendstudien und ersten Berufsjahre berichtet.

Julius von Schröder entstammte einer aus Deutschland eingewanderten Familie. Sein Grossvater war Kaufmann in Riga und von Kaiser Joseph II. geadelt worden, sein Vater war Prediger in Lemsal; auf dem Pastorat Lemsal ist Schröder im J. 1808 geboren.

Als vierjähriges Kind im Kriegsjahr 1812 verlor er seine Mutter, und der Knabe hat jene mütterliche Zärtlichkeit entbehren müssen, «deren das Kinderherz bedurfte». Das Bild der Mutter aber hatte die frühesten Jugendeindrücke ihm doch fest eingepägt. Der durch Amtsgeschäfte sehr in Anspruch genommene Vater hatte wenig Zeit für ihn, so war er vielfach den Leuten überlassen, «sah und hörte vieles, was Kinder dieses Alters nicht hören und sehen sollen». «Ich bin mir im Ganzen bewusst» — sagt er — «dass

sich ein schwerer Trübsinn auf die vereinsamte und verlassene Knabenseele legte, der sich tief bei mir festsetzte und den ich nie ganz los geworden bin.» Im achten Jahr kam Schröder auf die Kreisschule nach Wenden (die Kreisschulen galten bis zum Jahr 1820 als Vorschulen für das Gymnasium, wo sie reorganisirt wurden). Mangelhafte Aufsicht im Hause und theilweise mangelhafter Unterricht in der Schule wirkten hier ungünstig zusammen; der Knabe hatte nach sechs Jahren herzlich wenig gelernt und war in Gefahr, ohne ernste Anstrengung der Kräfte in Nichtsthun zu verkümmern. «Im ganzen» — sagt er — «scheint mir meine Schulzeit in Wenden düster und dumpf. Nur ein Moment steht hell vor meiner Erinnerung. Dass man von mir nicht viel hielt, wusste ich wol, und selbst traute ich mir auch nichts zu. Eines Tages trug Hübner mathematische Geographie vor. Ich verstand Alles. Es erfolgte Lob über Lob. Ich war selbst über dies Ereignis ganz erstaunt. Hier hätte man mich wol fassen müssen. Doch es geschah nicht und es wurde wieder aschgrau.»

Wie wichtig im Erziehungsleben ist doch das Moment, auf welches Schröder hier hinweist! welch' mahnende Erfahrung ist es! Wie ein Raubvogel sollte jeder von uns Lehrern die Gelegenheit ins Auge zu fassen und zu ergreifen suchen, in der er einmal einen schlechten oder schwachen Schüler von Herzen loben darf und ihn durch Anerkennung zu heben vermag — eingedenk der beglückenden Seligkeit, die solch ein armes, vielleicht stumpf oder verzagt dahinlebendes Kindergemüth durchströmt, wenn einmal auch das frohe Gefühl des Gelingens es durchleuchtet und erquickt — und an diese Freude lässt sich denn manches Mal doch vielleicht der Hebel ansetzen, um es zu fassen und aufzurichten.

Auch der Knabe Schröder war einer solchen Hilfe sehr bedürftig.

«Als ich mich» — erzählt Schröder — «in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Wenden höchst unglücklich fühlte und fühlen musste — wenn auch ohne dass es klar ins Bewusstsein trat — über das durchaus Unzuträgliche der Lage, in der ich mich befand, schief ich eines Abends, nachdem ich gebetet, unter heissen Thränen ein. Da erschien mir die Mutter im Traume, herzte und tröstete mich. Nie erinnere ich mich in meinen Kinderjahren geherzt und geküsst worden zu sein. Diese Erscheinung wiederholte sich in den beiden darauf folgenden Nächten genau wieder. Dieser Eindruck blieb mir unauslöschlich. Ein Schutzgeist !!»

So wenig Nutzen ihm das eigentliche Schulleben in Wenden gebracht hat, so bemerkt er doch: «Vielleicht darf ich sagen, dass das freie Treiben (ausser der Schule und in der schönen Umgegend der Stadt), das zwar dem Schulzweck nicht eben förderlich war, doch der Entwicklung meiner Persönlichkeit im Ganzen förderlich gewesen ist. Denn unsere Jugendbildung leidet nur zu sehr an der Ueberbürdung; die dem Knaben eben nicht Zeit lässt, sich persönlich auszuleben.»

Dieser Gedanke aber vermochte das Bewusstsein, dass die Knabenjahre verfehlt gewesen, doch nicht auszulöschen «und» — sagt er — «das tiefe Gefühl, wie viel an mir versäumt wurde, ist mit der stärksten Sporn gewesen, der Jugend, die in meinen Bereich kam — eigene Kinder, oder fremde Kinder, gleichviel — gerecht zu werden und ihnen zu geben, was ich entbehrt hatte und was sie bedurften.»

Der Vater nahm den 14jährigen Knaben jetzt wieder nach Hause zurück, um ihn für das Gymnasium in Riga vorzubereiten. Er unterrichtete ihn hauptsächlich im Lateinischen, daneben im Französischen und Griechischen; das andere blieb zur Seite.

«In der ersten Zeit» — erzählt Schröder — «musste er öfters Zwangsmittel anwenden, um mir die Faulheit auszutreiben, später aber entwickelte sich, bei der concentrirten Beschäftigung mit einem Unterrichtsgegenstand, die Lust zum Lernen.»

Zu dieser Erfahrung bemerkt er ausdrücklich, sein Vater habe — wol ohne sich dessen bewusst zu sein — bei ihm die einzig richtige Methode angewandt: «Will man einem vernachlässigten Schüler aufhelfen — so kommt es wesentlich darauf an, die sittliche Kraft dadurch zu stärken, dass man den Kenntnisstand zunächst in einem Fache, gleichviel in welchem, hebt und die Freude am Gelingen und das Selbstvertrauen weckt. Was ich an mir erfahren hatte, habe ich zum Heile manches verunglückten Schülers theils selbst angewendet, theils anwenden lassen. — Es versteht sich von selbst, dass eine solche Cur nur ausser dem gewöhnlichen Schulbetrieb angewendet werden kann.»

«Dieses Jahr» — sagt er von sich — «bildet den Wendepunkt in meinem Leben, es rettete mich . . . denn war auch mein Wissen nach verschiedenen Seiten hin ganz unzureichend, so gewann ich das Gefühl und das Bewusstsein, wenigstens in einem Fache Fortschritte gemacht zu haben.» — Die Fortschritte waren in der That nicht unbedeutend. Als der Vater den Unterricht, der keineswegs

regelmässig war, begann, verstand der Knabe kaum die Declinationen — und noch in diesem Jahre bestand er in Riga im Lateinischen das Examen nach Tertia und wurde, weil er im Lateinischen genügte, in die Klasse aufgenommen.

Die Erfahrung, welche Schröder gemacht hatte — von dem Vortheil, den es bringt, einzelne Fächer gründlich und nachdrücklich, wenn auch auf Kosten der übrigen zu betreiben — wurde auf dem Gymnasium in demselben Sinne ergänzt. «War auch die Schule» — sagt er — «nicht nach allen Seiten gut organisirt, hatte ich namentlich nicht Gelegenheit, die Lücken in meinem Wissen ausreichend auszufüllen, so war doch der Unterricht im Lateinischen und Griechischen, Deutschen und in der Religion gut. Wir hatten Lehrer, an die wir uns anlehnen und die das Muster in der Pflichterfüllung sein konnten und waren.» — «Wir genossen in den oberen Klassen einer gewissen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die Schülern sonst nicht pflegt eingeräumt zu werden. Ich versäumte z. B. Stunden, in denen ich nichts lernen konnte und studirte zu Hause, erinnere mich aber nicht, je zu einer Entschuldigung angehalten worden zu sein. Dennoch wurde fleissig gearbeitet, für die Stunden, die wir für voll ansahen und in denen uns die Lehrkraft ausreichend erschien.»

Schröder gehörte zu den besten Schülern. «Ich gewann» — sagt er — «eine Selbständigkeit, die ich glaube mir bis in mein Alter bewahrt zu haben. Ein — wie ich jetzt glaube — gewagtes Experiment meines Vaters trug wesentlich dazu bei, mich von meinem 16. Jahr an selbständig zu machen. Er miethete mich in einem Bürgerhause» — bei im Ganzen wenig gebildeten Leuten — «ein, wo ich am Morgen meinen Kaffee hatte, sonst aber in keiner Weise abhängig war. Eine liebevolle Aufnahme dagegen fand ich in dem Elternhause meiner Stiefmutter; in der ältesten unverheirateten Schwester derselben fand ich eine mütterliche Freundin; hier hatte ich meinen Tisch, war täglich in meinen Freistunden dort und kann den Einfluss dieses Verkehrs für mich nicht hoch genug anschlagen.

Als mein Vater abreiste, begleitete ich ihn — dieses steht noch jetzt völlig klar vor meiner Seele — und bevor er den Wagen bestieg, nahm er fast trocken von mir Abschied und sprach zu mir die Worte: «Von jetzt ab, mein Sohn, wirst Du für Deine Handlungen selbst verantwortlich sein.» So schieden wir. Ich gab kein Versprechen, wie er auch keines verlangte. Aber diese Worte schlugen wie ein Blitz bei mir ein. «Steht es so,» dachte

ich bei mir selbst, «da will ich doch zeigen, dass ich selbständig bin.» Ich erfüllte als Schüler meine Pflicht, ich ging der Verführung, an der der Aufenthalt in Riga nicht arm ist, aus dem Wege und die Erinnerung an meine Schulzeit ist eine der angenehmsten und befriedigendsten meines Lebens.»

Namentlich war für Schröder — seinem eigenen Bewusstsein nach — die Zeit der Confirmation in hohem Grade fruchtbringend. «Zu keiner Zeit arbeitete ich mehr, denn der späte Abend und der frühe Morgen fand mich am Arbeitstisch, und doch lebte ich zu keiner Zeit meines Gymnasiallebens mehr mit meinen Schulgenossen als damals. Mein Leben war kräftig und frisch. Mit tief sittlichem Ernst legte Grave (der hochgeachtete Lehrer der Religion und des Deutschen) uns die Gesinnung nahe, die dem Jünglinge beiwohnen muss, wenn er am Altare das Gelübde der Mündigkeit und Selbstverantwortlichkeit ablegt.»

Nach 3½ Jahren war Schröder unter den Abiturienten; er hatte die Absicht Diplomatie zu studiren. «Es war Sitte» — Schröder erzählt das Folgende als Beweis des Einflusses, den einzelne Lehrer auf die Schüler geübt — «dass den Lehrern gegen Ende des Semesters die Liste der Abiturienten *in spe* vorgelegt wurde, wobei es denn Billigung, Misbilligung, Rathschläge &c. gab. Als bei solcher Gelegenheit der Oberlehrer der griechischen Sprache Renninger an meinen Namen kam, sagte er: «Schröder, Sie Diplomatie?» Dies Wort genügte. Voll Scham und Wuth strich ich meinen Namen aus der Liste und blieb noch freiwillig ein ganzes Jahr länger in der Schule. Ich danke das dem alten Herrn noch in dieser Stunde. Jetzt nahm mein Geist eine andere Richtung, allmählich reifte der Entschluss, Theologie zu studiren. Ich entwickelte meine Gedanken darüber in einem Aufsätze, den ich Grave einreichte und den er mit der Unterschrift censirte: «*Macte consilio tuo*». — Nach 4½jährigem Aufenthalt verliess ich die Schule — nicht wie ein Knabe, welcher froh ist, dem Zwange zu entrinnen, sondern mit dem dankbaren klaren Gefühl, ihr bei allen Mängeln, die ich wol sah, viel, sehr viel zu verdanken. Ich verliess die Schule mit dem tiefen Gefühl der Trauer, dass für mich eine Zeit abgelaufen war, die nicht wiederkehren oder sich wiederholen sollte, mit ihrer harmlosen Beziehung zu befreundeten Menschen, mit der innerlichen Arbeit an der eigenen geistigen Entwicklung. Ich schied wie von einer befreundeten Welt, die mir nicht zurückkehren sollte, und ich täuschte mich nicht.»

So manches Mal hat Schröder in später Zeit, wenn von dem Widerwillen die Rede war, mit dem jetzt so oft Schüler von der Schule scheiden, dieser seiner Abschiedsempfindungen gedacht und dabei darauf hingewiesen, wie die weniger gleichmässig auf viele Fächer vertheilte und einseitige Arbeitsweise jener Zeit doch wol eine grössere Arbeitsfreudigkeit und eine grössere innere Befriedigung habe gedeihen lassen.

So bezog Schröder zu Johanni 1827 die Universität Dorpat, um Theologie zu studiren.

«Die damaligen Professoren der Theologie waren wenig geeignet, die hohe Achtung vor dem theologischen Studium, die wir mitgebracht hatten, zu befestigen und zu erhöhen; von ihnen unterschied sich wesentlich der Professor für praktische Theologie Lenz — er war ein frommer, guter und auch unterrichteter Mann. Edel in seiner Gesinnung, gütig im Verkehr mit seinen Schülern, zog er uns an sich heran; auch ich hatte das Glück, ihm und seiner Familie näher zu treten und empfinde auch jetzt die dankbarste Erinnerung für ihn.» Lenz starb aber während Schröders Studienzeit, und «so stand es schlimm, sehr schlimm mit meinen theologischen Studien». Schröders sociale Stellung war unter den damaligen Verhältnissen nicht leicht: «Mein Vater nahm mir das Versprechen ab, in keine Verbindung einzutreten und mich nicht zu schlagen. Beides habe ich gehalten — aber der Vorsatz, das zu thun, legte mir eine Vorsicht und Zurückhaltung auf, die mich auf den kleinsten Bekanntenkreis von der Schule her beschränkte und auf meine Studirstube verwies.»

«Da ich fleissig gewesen war, konnte ich am Ende des dritten Jahres mein Candidatenexamen bestehen. Aber mich begleitete das schmerzliche Gefühl, dass von den hohen Anforderungen, die ich an die Universität und mich selbst gestellt hatte, wenig oder nichts realisirt war; sollte etwas Tüchtiges werden, so musste das Studium neu aufgenommen und fortgesetzt werden.» So ging Schröder zu Johanni 1830 in den Ferien nach Hause, mit der Absicht, wenn irgend die Mittel beschafft werden konnten, nach Dorpat zurückzukehren.

Da erhielt er von dem Director der Domschule in Reval das Anerbieten, als Lehrer und Inspector an diese Schule zu kommen. Nach längerem und schmerzlichem Schwanken nahm er Abschied von seinen Plänen, nahm die Stelle an, machte in Eile sein Oberlehrerexamen als Religionslehrer und war Anfang August 1830

zur Stelle. Bald zog er Huhn, den späteren Prediger zu St. Olai (der zu seinen nächsten Freunden gehörte), nach.

Das Gefühl aber, dass sein Studium nicht ausreichend beendet sei, liess Schröder nicht los; die Pflichten an der Schule wiesen ihn auf die Ausfüllung der Lücken in seinem Wissen; er begann, sich in Mathematik und Naturwissenschaften hineinzuarbeiten und es erschliesst sich ihm eine Ahnung von der Bedeutung dieser Gegenstände, für die er dann stets ein lebhaftes Interesse bewahrt hat. — So gab er denn nach zwei Jahren diese erste pädagogische Thätigkeit auf, um nach Dorpat zurückzukehren. «Jugendlicher Uebermuth hindert mich» — sagt er — «die Stellung, die ich einnahm, ausreichend zu schätzen, und der Schritt, den ich that, fand nur Entschuldigung in dem Drange, den ich empfand, mich weiter auszubilden. Nie ist mir später eine ähnliche günstige und befriedigende Stellung geboten worden.»

So kehrte Schröder denn nochmals nach Dorpat zurück und studirte hier zwei Jahre lang von 1833—35 hauptsächlich Mathematik und Naturwissenschaften, trieb auch Philosophie und Literaturgeschichte.

Ganz von den neuen Objecten gefesselt, liess er sich nicht wieder zu theologischen Studien zurückführen, obgleich die theologische Facultät indessen eine Umgestaltung erfahren, die Schröder selbst als eine sehr günstige empfand. — «Auch begann ich zu fühlen,» sagt er, «dass sich in mir ein vollständiger Bruch mit dem Dogma der Kirche vorbereite, der es mir nach meinem Gewissen unmöglich machen musste, in der protestantischen Kirche eine Stellung als Lehrer einzunehmen.»

Nach zweijährigem Aufenthalt auf der Universität reichten die Mittel nicht weiter zu längerem Studium in Dorpat, noch weniger war es ihm möglich, eine ausländische Universität zu beziehen; so nahm Schröder denn eine ihm angebotene Lehrerstelle bei einem Fürsten U. in Kasan an; da er nicht nach Deutschland konnte, war es ihm recht, auf diese Weise im Inneren des Reiches Land und Leute kennen zu lernen. Schon die Reise dahin bot Gelegenheit zu mancher für ihn interessanten Beobachtung.

Die Kinder des fürstlichen Hauses waren «zwar gut geartet, aber schwach erzogen und daher sehr ungezogen, und es kam oft im Salon und bei Tafel, namentlich wenn der Vater abwesend war, zu ungläublichen Scenen.»

Schröder hatte nur den ältesten Sohn des Hauses, einen 13-

jährigen Knaben, zu unterrichten. Dieser war «sehr befähigt, talentvoll und besass für sein Alter ausreichende Kenntnisse, doch musste er zu jeder Arbeit herangezogen werden; da er aber gutmüthig und anhänglich war, so war die Arbeit an ihm nicht vergeblich».

Auf Wunsch des Vaters wurde die ganze Kraft des Unterrichts auf die Mathematik gerichtet. Mit der Arithmetik war der Knabe schon gut bekannt, so dass der Lehrer hier weiter bauen konnte. Schröder arbeitete denn täglich 2—3 Stunden mit seinem Zögling Mathematik und nahm im Laufe eines Jahres fast den ganzen Gymnasialcursus mit ihm durch. «Derselbe gewann nicht nur Einsicht, sondern erwarb auch eine anerkennenswerthe Gewandtheit.» — Es sei das möglich gewesen, hebt Schröder ausdrücklich hervor, weil der Knabe, wie gesagt, sehr begabt gewesen, und weil gerade in der Mathematik, und nur in ihr, ein solches einseitiges Fortschreiten möglich sei, ohne dass die übrige geistige Entwicklung damit Schritt halte.

Es ist aber doch eine Erfahrung von grossem allgemein pädagogischen Interesse, die Schröder hier gemacht hat, eine Erfahrung, in der sich theilweise wiederholte, was er früher an sich selbst erlebt hatte. Sie zeigt, wie wirksam es sein kann, wenn statt des gleichzeitigen und gleichmässigen Vielerlei, das so wenig ein tiefer liegendes Interesse in den Kindern wachzurufen geeignet ist, die energische Arbeit in einem Fache in den Vordergrund tritt. Wollte man das ~~Nebeneinander~~ der Schulfächer mehr in ein ~~Nacheinander~~ verwandeln, so dass immer ein Fach oder einige Fächer vorwaltend betrieben werden, so dürfte man damit ein nicht unwichtiges Mittel ergriffen haben, um jener Gleichgiltigkeit gegen die Gegenstände des Unterrichtes entgegenzuarbeiten, mit der so viele Abiturienten die Schule verlassen, arbeitsunlustig — nicht nur examenmüde, was ganz natürlich wäre — und ohne rechten wissenschaftlichen Trieb.

Schon wenn der Lehrer den leichten Versuch macht, einen Schriftsteller mehr im Zusammenhang zu lesen statt der thörichten gleichzeitigen Lectüre von zwei oder gar dreien!! wird er fraglos bald bemerken, wie viel grösser das Interesse der Schüler wird; es könnten aber auch Griechisch und Lateinisch so mit einander wechseln, dass immer das eine Fach vorwiegend (nicht allein) betrieben wird; dasselbe wäre wohl auch bei Geschichte, Geographie und Deutsch möglich.

Abwechslung bedarf namentlich der jugendliche Geist, und

man kann daher mit Kindern nicht nur ein Fach treiben; bei den Sprachen und der Mathematik darf ausserdem die Beschäftigung damit nicht längere Zeit ausgesetzt werden; davon ist hier aber auch nicht die Rede — es sollen nur einzelne Fächer stark in den Vordergrund treten — zumal in den oberen Klassen. Leichter ist es natürlich, das im Privatunterricht durchzuführen — aber, wenn erst die Erkenntnis von der Heilsamkeit einer solchen Umgestaltung durchbricht, wird man auch schon für den Klassenunterricht Mittel und Wege finden, um das so weit als möglich zu realisiren.

«Der Vater» — erzählt Schröder — «der wol sah, was wir vorhatten, aber doch nicht genug Fachkenntnis besass, um das Ergebnis des Unterrichts ausreichend beurtheilen zu können, hegte offenbar Zweifel, ob ich nicht schwindelte und ob er schliesslich nicht betrogen werde. Als wir im folgenden Jahre nach Moskau kamen, trat der Fürst mit dem Professor der Mathematik an der Universität, Benschmann, in Verbindung und bat um eine massgebende Prüfung. Der Professor schickte einen Candidaten zur Feststellung des Thatbestandes. Dieser sah einen Knaben von 14—15 Jahren vor sich und fing an, ihn in der Bruchrechnung zu examiniren. Der Junge lachte ihn aus. Er überzeugte sich dann weiter, dass mehr vorhanden war . . . der Professor hielt es für angemessen, selbst eine eingehende Prüfung abzuhalten und gab dem Vater gegenüber schliesslich das Urtheil ab, der Sohn sei reif, den mathematischen Vorlesungen zu folgen.»

Das erzählte Examen fand statt, als die fürstliche Familie nach Moskau übersiedelt war. Bei der Uebersiedelung nach Moskau gab Schröder die Hauslehrerstelle auf und gedachte nach Dorpat zurückzukehren — er fand in Moskau aber einen Verwandten und Bekannten vor und entschloss sich vorläufig dort zu bleiben. Mit seltener Liebe und Güte wurde er namentlich im Hause des Staatsraths Schröder aufgenommen (aus Riga stammend, aber nicht mit unserem Schröder verwandt). «In dem Kreise dieser edlen und guten Menschen» — sagt Schröder — «fühlte ich mich heimisch. — Sie sind alle dahingegangen, aber ich fühle die ernste Pflicht es hier auszusprechen, wie ich ihnen und ihrer elterlichen Liebe zu warmem Danke verpflichtet bin.» In diesem Hause lernte er auch Fräulein Marie v. Schrenck kennen, mit der ihn bald das Band der Ehe verband.

Es ist eine an Kindern reich gesegnete Ehe gewesen¹.

¹ Es waren zwölf Kinder, die dieser Ehe entsprossen: sechs Söhne und

Und die Erziehung dieser seiner Kinder — sie hat für Schröder einen ganz wesentlichen Theil seines Lebensinhaltes gebildet — ihr war er mit nicht ermattendem Idealismus immer und immer wieder jedes Opfer zu bringen bereit, mit immer neuer Hoffnung, unter immer neuen, schmerzlichen Enttäuschungen, Entbehrungen und Anstrengungen hat er, bei knappen Verhältnissen, gerungen, mit väterlich aufopfernder Treue, mit Hintansetzung aller eigenen Bedürfnisse und Bequemlichkeit gerungen, ihnen die Bahn hinaus in das Leben und durch das Leben zu ebnen und sie zu befähigen etwas zu leisten. Seine Ideale in ihrer Seele gross zu ziehen, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, ihnen ein Vater zu sein, der ihnen nicht nur weiterhalf, sondern sie auch hineinleitete in das Leben und seine Aufgaben — namentlich auch in den Jahren, in denen des Jünglings Seele die für das Leben entscheidende Richtung gewinnt — das war seine Arbeit, seine Freude und sein Stolz. In dieser Aufgabe lag ihm ein grosser Theil des Werthes, den das Leben überhaupt für ihn besass. Und wenn es ihm stets ein Schmerz blieb, dass er durch Naturell, Charakter und Verhältnisse selbst nicht zu wissenschaftlichen Leistungen gelangt war, so blieb es eine tiefe Sehnsucht seines Herzens, durch seine Söhne erfüllt zu sehen, was er dem Leben an Leistungen schuldig geblieben zu sein empfand.

Man wird im Gedenken daran an Fichtes schönes Wort erinnert: «Welcher Edeldenkende will nicht und wünscht nicht in seinen Kindern und wiederum in den Kindern dieser sein eigenes Leben von neuem, auf eine verbesserte Weise, zu wiederholen und in dem Leben derselben veredelt und vervollkommnet auch auf dieser Erde noch fortzuleben, nachdem er längst gestorben ist.»

sechs Töchter; neun davon, drei Töchter und die sechs Söhne, haben den Vater überlebt. Der älteste, Dr. Julius Schröder, ist Professor der Chemie an der Forstakademie in Tharand (Verfasser eines von der Dorpater Universität mit dem Heimbürgerschen Preise gekrönten Werkes über die Rauchschäden der Vegetation); Dr. Georg Schröder Lehrer der Mathematik, Chemie und Physik am Realgymnasium in Basel; Dr. Woldemar Schröder Privatdocent der Pharmakologie an der Universität Strassburg (Verfasser mehrerer pharmakologischer Arbeiten); Dr. Leopold Schröder Docent des Sanscrit an der Universität Dorpat (Herausgeber des Mâitrâyanî Samhitâ genannten Jadschurveda in vier Büchern, Leipzig 1881—86; Verfasser von: Indiens Literatur und Cultur in historischer Entwicklung 1887 &c.); Dr. Theodor Schröder älterer Ordinator an der Augenheilanstalt in Petersburg; Dr. Christoph Schröder Director der Wasserheilanstalt Sassenhof bei Riga.

Es ist nicht die Aufgabe, auf diese Seite aus Schröders Leben näher einzugehen — es möge hier nur noch mit Schröders eigenen Worten das Zeugnis eine Stätte finden, das der Greis darüber abgelegt: «Mit seltener Treue half sie (meine Frau) mir die Lasten tragen, mit denen mein späteres Leben umstellt war, und gegenwärtig am Rande des irdischen Daseins, bezeuge ich nach bester Ueberzeugung, dass unsere Arbeit und unsere Sorge unausgesetzt gerichtet war auf die wichtigste Aufgabe jeder Familie, die ihre heilige Aufgabe begreift — auf die Erziehung unserer Kinder. Und wenn in dem Gelingen dieser grossen Aufgabe ein so grosser Lohn einer gütigen Vorsehung liegt, welche das Herz und die Schicksale der Menschen lenkt, so haben wir alle Ursache, nicht über das Schwere der Vergangenheit zu murren und zu klagen, sondern aus vollem Herzen zu danken. Wir können scheiden von diesem Leben mit dem Bewusstsein, vor vielen, sehr vielen bevorzugt gewesen zu sein durch Güter, gegen die Arbeit, Sorge und Kummernis wesenlos verschwinden.»

Die Heirat war Schröder möglich geworden, weil seine ökonomische Lage damals gesichert war. Er hatte eine Stelle an der Commerzakademie erhalten und wurde gleichzeitig als Rector an der Petri-Pauli-Kirchenschule angestellt, deren oberste Klasse damals kaum den mittleren Gymnasialklassen entsprach und die in keinem guten Zustande war.

Fünf Jahre verwaltete er dieses Amt, vom Sommer 1836 bis zum Sommer 1841; aber noch ohne innerlich für den pädagogischen Beruf gewonnen zu sein und ohne in seiner damaligen Stellung Befriedigung zu finden. Ein dauerndes Andenken hat er sich in Moskau gestiftet durch Gründung der Evangelischen Armen- und Waisenschule, die er — unterstützt von dem wohlhabenden Bäckermeister Meyer — im Jahre 1838 ins Leben rief und die jetzt, in Schröders Todesjahr, ihr 50jähriges Jubiläum begeht.

Er behielt die theologische Laufbahn noch immer im Auge, bestand sein Consistorialexamen, predigte ab und zu, ja schickte sich zweimal an, eine Pfarre zu übernehmen, während er zugleich noch «einen grossen Anlauf nahm, um den Gegensatz zum kirchlichen Dogma, den er empfand, auszugleichen». — «Es war ernst gemeint» — sagt er — «und ich liess es mich nicht wenig Schweiss und Mühe kosten.» — Die Philosophie sollte es thun. Hegel hatte das neue Evangelium verkündet. Er lösete, so war die Verheissung, alle Schwierigkeiten — er hob die einfach Gläubigen in die höhere

Sphäre des Wissens, er lösete die Gegensätze und Dissonanzen zwischen Glauben und Wissen. — «Ich hatte den guten Glauben, ich könne auf diesem Wege zu meinem Ziele kommen. Doch je weiter ich kam, je mehr ich die wahre Meinung der Herren verstehen lernte, um so klarer wurde es mir, dass dialektische Künste den Dienst thun sollten, Unvereinbares zu überbrücken und zu versöhnen. Ich bedauere es nicht, diese weitschichtige Arbeit vorgenommen zu haben, denn sie führte mich — wenn auch negativ — schliesslich zu einer festen Stellung, die ich nicht wieder verlassen habe.»

Aber auch nachdem er mit dem Dogma völlig gebrochen hatte, blieb ihm die Hochachtung vor dem innerlich veredelnden Geist des Christenthums und das lebendige Gefühl für den Werth eines von diesem Geist durchdrungenen Lebens. Wesentlich dazu beigetragen, ihm das Auge dafür zu öffnen, hatte ausser der Einwirkung seines Vaters ein Tag, den er als Knabe in der Herrnhuteranstalt Neuwelk verlebte und der einen unvergesslichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, in ähnlicher Weise das, was er sonst vom Leben der Herrnhuter in der Gemeinde seines Vaters und im Hause eines Baron Campenhausen in seiner Jugend gesehen.

Er habe, sagt er einmal in seinen Aufzeichnungen, viel für sich aufgegeben, als er die Theologie aufgab, «denn ich fühlte mich berufen zum geistlichen Amte . . . die erste und ernste Pflicht der Wahrheit, der Treue gegen mich selbst hat mich gezwungen, zu lassen, was mir werth und theuer war».

Wenn er in den mancherlei, namentlich auch philosophischen Studien, die er später trieb, dem «unbezähmbaren» (so nennt er ihn) Trieb nach Erkenntnis, der dem Menschen eingepflanzt sei, folgte, so war ihm dieses Suchen und Fragen — wie in seiner Grabrede gesagt worden — zugleich eine religiöse Angelegenheit.

Als Schröder die theologische Laufbahn aufgab, entschloss er sich, sich ganz dem Schulfach zuzuwenden. Seine bisherige Thätigkeit wies ihn darauf hin. Die allgemeine Bildung, die er erworben, und die Mannigfaltigkeit seiner Studien konnte ihm auf diesem Gebiet sehr nützlich und förderlich werden; der wiederholte Wechsel in denselben aber, bedingt nicht nur durch die Verhältnisse, sondern auch durch Geistesanlage und Charakter, verbunden mit der Nöthigung, die Studien wiederholt in wichtigen Augenblicken abzubrechen, und den Arbeiten, die administrative Stellungen im Schulfach später mit sich brachten, hinderten ihn,

sich irgendwo so in eine Wissenschaft einzuarbeiten, dass er sich wirklich in derselben zu Hause fühlte; ein schmerzliches Gefühl des Unbefriedigtseins darüber hat ihn, wie schon oben angedeutet, nie verlassen. Entschloss Schröder sich für die pädagogische Laufbahn, so dachte er doch nicht in Moskau, auf einem ihm immerhin fremden Boden, zu bleiben. Die moskauer Atmosphäre sagte ihm immer weniger zu — innere und äussere Gründe liessen ihn zu keiner Befriedigung kommen, und es reifte immer mehr der Entschluss, in die Heimat zurückzukehren. Er brach in Moskau ab und siedelte mit seiner Familie nach Dorpat über.

«Man konnte,» sagt er, «den Schritt unüberlegt nennen. Aber der Gedanke, meine Kinder unter den dort herrschenden Einflüssen aufwachsen zu sehen, liess mir keine Ruhe. Ich habe diesen Schritt nie bereut. Ich entsagte zwar Verhältnissen, die mir ein sicheres Auskommen in Aussicht stellten, aber ich verpflanzte mich und die Meinigen in einen Boden, dem wir entsprossen, dem unsere Traditionen angehörten. Wenn ihr (meine Kinder) in Dorpat geboren, aufgewachsen und erzogen seid in deutscher Zucht und Sitte, deutscher Umgebung und Schule — so ist der Vortheil so gross gewesen, dass alles augenblickliche Ungemach, welches diese Uebersiedelung begleitete, dagegen verschwindend ist.»

Auf die Rückkehr nach Dorpat folgt zunächst eine Zeit des Wartens und Suchens nach einer neuen Thätigkeit. Im Jahre 1841 wurde Schröder als Inspector am dorpatschen Gymnasium angestellt und verblieb in dieser Stellung fünf Jahre bis 1846; dann verwaltete er als Beamter des Curators des dorpatschen Lehrbezirks zwei Jahre das Amt eines Kronsschulinspectors, welches ihm Gelegenheit gab, alle Schulen der baltischen Provinzen zu bereisen und kennen zu lernen; im Jahre 1849 wurde er zum Director des dorpatschen Gymnasiums und der demselben zugehörigen Schulen ernannt und bekleidete dieses Amt 21 Jahre lang bis zum Jahr 1870.

Das dorpater Gymnasium hat unter seiner Leitung eine Blüthezeit erlebt und durch ihn wichtige und durchgreifende Erweiterungen und Umgestaltungen erfahren.

Für den wichtigen Elementarunterricht war damals in Dorpat noch in sehr wenig ausreichender Weise gesorgt; Schröder war es, der die Vorbereitungsklassen des Gymnasiums, die in Dorpat und weit darüber hinaus lange rühmlichst bekannte, nach ihrem Leiter und Director benannte «Blumbergsche Schule» ins Leben rief.

Schröder war es auch, der die «Parallelklassen» des Gymnasiums einrichtete. Er konnte die bei steigendem Bildungsbedürfnis wachsende grosse Schülerzahl in den Klassen nicht länger ruhig ansehen, die mit Nothwendigkeit zu einer oberflächlichen Behandlung der Schülerindividualität führt und es unmöglich macht, dem Einzelnen eine genügende Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen. Durch Einrichtung einer Parallelklasse zu jeder Gysmnasialklasse wurde die Schülerzahl getheilt und damit eigentlich ein zweites Gymnasium begründet. Unter Schröders Directorat traten auch an Stelle der fünf Gymnasialklassen sieben; eine Einrichtung, die gleichfalls die Schülerzahl in den einzelnen Klassen verringerte und bewirken sollte, dass nicht Schüler von zu ungleichen Kenntnissen in einer Klasse zusammen unterrichtet werden mussten.

Nach 21jähriger Wirksamkeit legte Director Schröder sein Amt nieder, als die Verhältnisse zu Massregeln führten, unter denen er es nicht weiterführen zu dürfen glaubte — und er opferte lieber sein Amt als seine Ueberzeugung.

An seinem Lebensabend wurde Schröder, nachdem er fünf Jahre hindurch ohne Amt gewesen, noch einmal dazu berufen, eine Schule nicht nur zu leiten, sondern auch zu organisiren.

Es traten nämlich die Eltern vieler Kinder, die bisher Privatunterricht genossen, auf Professor Volcks Anregung zur Gründung einer gemeinsamen Schule zusammen, nachdem der Genannte schon seit längerer Zeit darauf hingearbeitet hatte, eine solche Vereinigung des Unterrichts vorzubereiten. Ein Schulverein, der ökonomisch das Zustandekommen der Schule ermöglichte, wurde gebildet, einem Directorium, bestehend aus Director Schröder, Prof. Volck und Prof. Brückner, wurde das Directorat an der Schule übertragen und der Erstere von seinen Mitdirectoren gebeten, die Leitung derselben zu übernehmen. Die Oberaufsicht über den altklassischen Unterricht sollte Professor Volck führen. Volck und Schröder suchten die ersten Lehrer aus und im August 1875 trat die Schule ins Leben.

Mit der Jugendfrische und jugendkräftigen Begeisterung, deren er fähig war, legte Schröder Hand ans Werk; es lockte ihn die Aufgabe (wie er selbst sagte), seiner Heimat eine wohleingerichtete Schule zu hinterlassen.

Nach den pädagogischen Idealen, die ihm vorschwebten, suchte er sie zu gestalten. Eine Erziehungsanstalt sollte es sein, in welcher die individuellen Bedürfnisse des einzelnen

Schülers nach Möglichkeit Berücksichtigung fanden. Die Schülerzahl sollte deshalb nicht zu gross sein und wo möglich die Zahl von 25 nicht überschreiten. Dem Lehrer sollte zu einer kräftigen Einwirkung auf die Schüler die Möglichkeit gewahrt werden, und dazu wurde auf die Stellung des Ordinarius und sein Verhältnis zu den Schülern grosses Gewicht gelegt. Schröder war ein entschiedener Gegner des Fachlehrer- und ein Anhänger des Klassenlehrersystems; er suchte deshalb möglichst viele Fächer in der Hand eines Lehrers, des Klassenlehrers, zu vereinigen.

«Der Lehrer muss die Schüler in die Hand bekommen,» pflegte er wol zu sagen. Naturgemäss liess sich das in den Elementarklassen — an denen Schröder seine besondere Freude hatte — und an den unteren Gymnasialklassen am meisten verwirklichen, aber so viel als möglich wünschte er das auch an den oberen Klassen zu thun und trachtete danach, sie in der Weise einem Lehrer zu übergeben — wie an der Krümmerschen Anstalt in Werro die Prima dem ausgezeichneten Lehrer Mortimer übergeben war, jenem Mortimer, dem einer seiner charaktervollsten Schüler beim Abschied von der Anstalt ein Wort niederschrieb, das jedem Lehrer ein Ideal seiner Aufgabe vorhält:

«Ich danke Dir für Zeit und Ewigkeit, denn Du hast mir die Welt geöffnet.»

Durch eine solche Vereinigung der Fächer in der Hand eines Lehrers meinte Schröder auch wirksam der Ueberbürdung entgegen zu arbeiten, die grösstentheils dadurch entsteht, dass die Lehrer neben den Interessen ihres Faches leicht vergessen, wie viel der Schüler noch in anderen Fächern zu leisten hat und wie er in seiner einheitlichen und in ihrer Receptionsfähigkeit beschränkten Persönlichkeit Alles aufnehmen soll.

Um einer Ueberbürdung entgegenzuarbeiten, entwarf Schröder wol ein Schema darüber, wie viele von den Tagesstunden dem Schüler durchschnittlich zum Schlafen, Essen und zur Erholung nöthig sei — wie viel Zeit also die Schule beanspruchen dürfe — und suchte danach die Aufgaben der Lehrer zu regeln. Dabei wurde besonders der Gesichtspunkt festgehalten, dass in den unteren Klassen fast Alles in der Schule gelernt werden solle — dass aber in den oberen Klassen durch Beschränkung der Stundenzahl und grössere Betonung der häuslichen Arbeit der Schüler, bei wachsender Reife, zu selbständigerer Arbeit herangebildet werden solle.

Es darf wol gesagt werden, die Schule blühte unter Schröders Leitung empor und genoss Vertrauen, weit über die Kreise hinaus, aus denen sie erwachsen war.

Nicht, als ob Alles an derselben zu rühmen gewesen wäre — sie hatte ihre grossen Mängel — und Vieles ist Schröder und seinen Mitarbeitern nicht gelungen und von ihnen nicht gut gemacht worden.

Denn wenn auch dasjenige, was Schröder in seiner Pädagogik als werthvoll empfunden und erfahren, ihm unverrückbar als Leitstern vor Augen schwebte und sein Denken sowol wie sein Handeln bestimmte, so konnte es doch, bei der grossen Beweglichkeit seines Geistes und seinem in hohem Grade sanguinischen Temperamente leicht geschehen, dass — wie es bei Idealisten nicht zu gehen braucht, aber öfters geht — das mit Wärme Erfasste nicht zur Klarheit im Einzelnen durchgebildet, dass bei dem Eifer für eine eben erfasste Idee Anderes nicht genügend beachtet und bei Seite gelassen wurde, dass manches Geplante und Inangriffgenommene oder in der Idee zur Anerkennung Gebrachte nicht recht zur Ausführung kam und wieder liegen blieb; und bei der Jugend der meisten und den individuellen Anlagen anderer Lehrer fand Schröder hierin nicht die volle Ergänzung, deren er bedurft hätte. Bei dem Wunsche, etwas Tüchtiges zu leisten — ja wol gar eine Muster-*schule* zu gründen, was er später gelegentlich selbst als Eitelkeit verurtheilte — liess er sich wol verleiten, manche Fehler der Schule gering zu achten, ihre Leistungen in zu günstigem Licht zu sehen und höher zu schätzen, als sie es verdienten.

Wenn Schröder gute Gesichtspunkte für den Unterricht anzugeben wusste und Privatunterricht mit gutem Erfolg ertheilte, so war er für den Klassenunterricht nicht geeignet, es gelang ihm darin — mit so freudigem Eifer er auch dabei verfuhr — durchaus nicht; von den Gedanken, die ihm vorschwebten, erfüllt, bemerkte er nicht, dass ihm die Schüler nicht folgen konnten. Er erging sich in der Ausführung der Ideen, die er gern den Schülern erschlossen, verlor dabei aber zu sehr die Klasse und die Verstandskraft der Schüler aus dem Auge.

Gehörte überhaupt eine ruhige Stetigkeit und eine gleichmässige Consequenz nicht zu den Vorzügen seines Wesens, ja hatte er vor solch einer Consequenz einen gewissen Horror, so dass er wol einmal ein Dictum citirte: «Nur der Teufel ist consequent,» so lag doch in dem schwungvollen Idealismus seiner ganzen

Persönlichkeit eine Geistesmacht, die in ihrer Einwirkung auf das gesammte Leben der Schule jene Mängel auf anderer Seite grossentheils wieder ausglich. Nicht war Schröder in dem Sinne Idealist, dass er nicht mit den realen Verhältnissen gerechnet hätte — das that er durchaus, und hielt es für Thorheit, sie zu verkennen, aber ein echter Idealist war er darin, dass in seinem Empfinden sowol als seinem Handeln sich bewährte, wie der Mensch nicht lebt vom Brod allein, sondern von den grossen Gedanken, in deren Dienster sich stellt.

Das trat auch bei seiner Arbeit an der neugegründeten Schule zu Tage; er leistete sie um der Sache willen, aus Freude an ihr, ohne eine irgend entsprechende materielle Entschädigung; und als sie später erhöht wurde, verzichtete er darauf zu Gunsten seiner Collegen.

Seine Ideale aber waren ihm nicht Gedankendinge — sie waren erfasst mit warmem Herzen und gerade das Wirksame an seiner Persönlichkeit war — wie so schön in seiner Begräbnisrede gesagt worden — dass ihm das Herz lebte, dieses Herz in seiner Wahrhaftigkeit des Hasses und der Liebe, die am alten Blücher gerühmt werden darf, an den Schröder, so verschieden das Arbeitsfeld beider war, in manchen Zügen seines Wesens erinnerte — es gab seiner Persönlichkeit ihren Charakter.

Mit ganzem Herzen machte er sich denn auch an die neu-übernommene Aufgabe. Er arbeitete nicht nur für die Schule, sondern er lebte und webte ganz in dem Gedanken an sie; sie war seine Sorge früh und spät und unwillkürlich lenkte sein Gespräch von allen Seiten zu diesem Gegenstand zurück; immer und immer wieder. Als er einst nach dem Schluss eines Semesters stundenlang mit seinen Lehrern bei einem Glase Wein zusammengesessen, da sagte er, wie man auseinander ging, befriedigt mit freundlichem Lächeln: «Wovon haben wir denn die ganze Zeit über wieder gesprochen? von unseren Schülern.»

In den Jahren dieser seiner neugewonnenen Thätigkeit war wirklich sein Leben nur der Schularbeit geweiht, und er erfuhr auch den Segen an sich, den es bringt, einer Sache zu dienen. Er wurde wieder frisch und jung in dieser Arbeit und mit Dankbarkeit hat er es empfunden, dass ihm hier in seinem Alter noch einmal zu wirken vergönnt war, so lange es für ihn noch Tag war. Ein Jahrzehnt vor seinem Tode schrieb er einem seiner damaligen Collegen als Weihnachtsgruss: «Der hohe Gegenstand

unserer Arbeit, die wachsenden Ziele unserer Thätigkeit geben unserem Leben einen Inhalt, wie er Wenigen geboten ist. Wollen wir dafür dankbar sein und auch ferner mit unserer Arbeit zahlen.»

Das Werk, das er trieb, war ihm aber eine grosse und heilige Sache, weil Ehrfurcht vor dem Adel und der Hoheit seines Berufes eine der Haupttriebfedern in seinem Wirken war. Feierliche Momente des Schullebens, wie ein ernster Censurtag, konnten ihm mit tiefer Andacht erfüllen.

Deshalb aber war ihm seine Arbeit ein heiliges Werk, weil er einen tiefen Glauben in den Werth einer Menschenseele, an Reinheit und an das Gute im Menschen in sich trug:

Im Dunstkreis der Sünde seit früher Jugend,
 Glaub' ich an Tugend,
 Geknechtet von Willkür, gewaltsam, schlecht,
 Glaub' ich an Recht.
 Versenkt bis ans Herz in Sumpf der Gemeinheit,
 Glaub' ich an Reinheit.
 Umringt von Finsternis mauerdicht,
 Glaub' ich an Licht.
 Zugvogel, Seele, Geist —
 Wer, oder was du seist, —
 Fremdling, verschlagen,
 Stille dein Klagen.
 Was auch dein Herz empört,
 Glaubst du an Menschenwerth,
 Hell, wie ein Himmelsglanz,
 So bist du glücklich ganz,
 Bist nicht betrogen.

Dieses «Credo» eines Freundes hat Schröder auch als das seinige bezeichnet.

Nicht, als ob er die Macht der Sünde im Menschen gering geachtet — aber er sah in menschlicher Unsittlichkeit und menschlicher Verkommenheit eine gemeinsame Schuld der Gesellschaft — der christliche Busstag war deshalb eine Feier, die ihm besonders sympathisch war — und das Gefängnis vor seinem Gymnasium war ihm eine stete Mahnung, an seinem Theil an der Sühnung dieser Schuld mitzuarbeiten durch helfende Arbeit an den ihm anvertrauten Kinderseelen. Er war tief von der Schwäche des Menschen durchdrungen und von der Abhängigkeit desselben von den ihm

ingegebenen Verhältnissen; ein tiefes Mitgefühl und das Verlangen zu helfen, konnte — namentlich in der Erinnerung an die eigene Jugendzeit — ihn wol erfassen einem missleiteten und verkümmerten Kinde gegenüber, wenn es seinem Herzen nahe gebracht wurde. Diese Anschauung, verbunden mit einem weitherzigen Wohlwollen gegen die Mitmenschen liessen jene Humanität seiner Gesinnung erstehen, die bei aller Schroffheit, deren er fähig war, wohlthuend berühren und erwärmen musste. Nützen, stärken und dadurch fördern und helfen! — das wurde einer der bestimmendsten Gesichtspunkte, das war das bescheidene und doch so grosse Ziel seiner Pädagogik, und er konnte wild werden, wenn bei einem schwachen, aber sittlich gesinnten und in seiner Weise strebsamen Schüler richtende Strenge oder Härte niederzudrücken drohte, wo er so gern stützen und ermutigen wollte. Aufmunternde Anerkennung von Seiten der Lehrer war ihm viel lieber als ein genau analysirendes Abwägen der Leistung.

Er hielt gelegentlich einem Collegen die Antwort vor, die Hamlet dem Polonius gab, als dieser sagte: «Gnädiger Herr, ich will sie (die Schauspieler) nach ihrem Verdienst behandeln»: «Potz Wetter, Mann, viel besser: behandelt jeden Menschen nach Verdienst und wer ist vor Schlägen sicher?!»

Mochte er im Einzelfall ungeduldig werden, in der ganzen Schulleitung galt ihm der Grundsatz: «G e d u l d G e d u l d u n d w i e d e r G e d u l d ist die Bedingung jeder gedeihlichen Erziehung.»

Er glaubte nicht, dass Erziehungskünste einen Menschen ummachen könnten («die Birke wird nie ein Tannenbaum,» schrieb er in diesem Zusammenhang). Dazu war er viel zu tief von der Macht der Individualität im Menschen überzeugt. «Die Erziehung hat» — das war seine Anschauung — «diese unverkümmert zu entwickeln nach ihrem vollen Inhalt und Reichthum der Anlagen; nichts kann in den Menschen hineingebracht werden, was nicht der Anlage nach in ihm vorhanden ist»; aber doch hatte er einen starken Glauben an die Kraft einer das Gute fördernden, das Böse hindernden Leitung, eben gerade weil er durchdrungen war von der beeinflussenden Macht der Verhältnisse, in die wir gestellt sind, und mit Ehrfurcht betrachtete er gute, fördernde Einrichtungen (macht die Verhältnisse so, dass der Knabe nicht böse sein kann!). G e w ö h n u n g! zum Guten — das war es, was er im Auge behielt.

Mit dem lebendigen Gefühl für menschliche Eigenart und der Achtung vor ihr hing die weite — ja wol mitunter auch zu weit gehende Duldsamkeit gegen die Fehler der Menschen zusammen. «Wo unsere Vorzüge sind» — pflegte er, einem bekannten Gedanken Ausdruck gebend, zu sagen — «da liegen auch unsere Fehler, sie sind oft nur Uebertreibungen unserer Vorzüge.» Er ertrug sie an Anderen mit humaner Geduld, als die nothwendigen Schattenseiten von Persönlichkeiten, denen er sonst vertraute und die er als Ganzes achtete.

Die Heranbildung zu einer sittlichen Persönlichkeit stand ihm als eigentliche Aufgabe des Erziehers durchaus im Vordergrund, Kenntnisse dem gegenüber in zweiter Linie; sie waren ihm theils selbstverständliches Resultat, theils nothwendiges Mittel für die Hauptaufgabe, und dieser entsprechend wurden die *e t h i s c h e n* Gesichtspunkte bei der Behandlung der Schüler vorwiegend betont.

So wichtig ihm die Gewöhnung war, sollte doch Alles von Innen heraus kommen, und die Bedeutung und den Segen einer strammen äusseren Zucht hat er dabei wol unterschätzt. Von einer äusseren Zwangsdisciplin hielt er wenig und nichts von einem Regiment der Furcht.

«Furcht ist die Mutter der Lüge.» Vor dieser wollte er die Kinder bewahren; sie sollten zum Muth der Wahrheit erstarken und mit väterlich besorgtem Herzen vermied er ängstlich, was sie darin verstricken konnte; so war ihm alles Inquiriren in hohem Grade verhasst.

Die innere Wahrhaftigkeit war es, auf die es ihm ankam. Mit Vertrauen behandelte er — wie der grosse englische Schulmann Thomas Arnold — seine Schüler und ein auf Wahrhaftigkeit und Vertrauen beruhendes Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern sah er als Grundbedingung gedeihlichen Einwirkens auf die Zöglinge an. Herzlich wenig war es ihm darum zu thun, dass der Lehrer den Schülern als unfehlbar erscheine, aber sehr darum, dass der Schüler das Vertrauen habe, der Lehrer werde, auch wo er im Unrecht sei oder sich geirrt, der Wahrheit die Ehre geben; und hochsinnig war er jederzeit bereit, auch den Schülern gegenüber einen Irrthum oder einen begangenen Fehlgriff einzugestehen und ein Unrecht rückhaltslos wieder gut zu machen; er that es nicht unsicher und schüchtern, sondern mit herzlicher Freundlichkeit, ja mit dem freudigen Stolz, den entgegenstehenden Anschauungen zum Trotz den rechten Weg zu gehen.

Unwillkürlich musste ein solches Verhalten helfen, jenen Wahrheitssinn in den Schülern gross zu ziehen, dem nicht: Recht behalten, sondern recht zu handeln und die Wahrheit festzuhalten, die Hauptsache ist.

Ein solches Verhältnis förderte denn auch etwas Anderes, was Director Schröder für besonders wichtig hielt und worauf — wie oben gezeigt — der ganze Organismus der Schule angelegt war — das Eingehen auf die individuellen Bedürfnisse des einzelnen Schülers.

Diesem Grundsatz: den Bedürfnissen des Einzelnen nachzugehen, und den früher an der eigenen Person gemachten Erfahrungen entsprach es, wenn Schröder weniger nach Gleichmässigkeit in den Leistungen fragte, als danach, ob der Schüler irgendwo etwas leiste; die Anregung eines tiefer wirkenden Interesses auf irgend einem Gebiete hielt er mit Recht für einen der grössten Schätze, die den Schülern mitgegeben werden könnten; er sah das als eine fördernde, rettende Mitgift für das Leben an. Bei seiner Werthschätzung der angeborenen Kräfte und Triebe des Menschen wollte er, dass diese geweckt würden, und dass jeder werde, was eben er werden könne. Und — um an einen schönen Gedanken in Jean Pauls «Levana» zu erinnern — auch in seinen Augen war das Urbild dessen, was er werden solle und könne, das jeder in seiner Seele trage, bei jedem Menschen ein verschiedenes.

Und so war Schröder auch seinen Lehrern gegenüber:

Er hat die Stellung eines Directors hoch gehalten; wie Thomas Arnold legte er auf die Unabhängigkeit des Directors von äusseren Einflüssen hohen Werth; gerade das war einer der Gründe, um derentwillen er auf eine entsprechende Remuneration verzichtete; die Unabhängigkeit, die er dadurch erhielt, mochte er nicht entbehren und seinem Wirken entziehen.

Es war eine seiner Grundmaximen, in zweifelhaften Fällen zunächst zu fragen: Was bin ich hierin mir selbst schuldig; verträgt sich das Geforderte mit meiner Würde? und dann erst: was wird dabei herauskommen? Aber, so unentwegt er darauf beharrte, es hiess ihm doch auch: Führe dich nicht in Versuchung, und der Greis hat es als einen aus seiner Lebenserfahrung hervorgehenden Rath ausgesprochen: «Man solle solche Verhältnisse vermeiden, in denen unsere Pflicht und unser Vorthail stets in Conflict gerathen.»

Er wollte sich äusserlich und innerlich die Fähigkeit zu unabhängigem Handeln wahren.

Noch in allerletzter Zeit hat er einem jungen Freunde die Mahnung zugerufen: «Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte» — es war sein Confirmationsspruch, der sich ihm unvergesslich eingepägt.

War er in Dingen, die nicht seine tiefsten Ueberzeugungen berührten, namentlich wenn sie ihm unter einem idealen Gesichtspunkt entgegentraten, leicht durch Personen, die er schätzte, beeinflussbar, leicht für und auch wol gegen Sachen und Menschen einzunehmen — so war er doch in der Unmittelbarkeit seines Empfindens und der daraus hervorgehenden frischen Entschiedenheit seines Handelns eine ihrer selbst gewisse Persönlichkeit — sicher ihren Mann zu stehen.

Die Freiheit, die er sich zu wahren suchte, gönnte er aber auch Anderen. Mit dem deutlichen Bewusstsein des Gegensatzes zu vielfach verbreiteten, auch in Preussen herrschenden Anschauungen, sah er die Aufgabe des Directors den Lehrern gegenüber nicht darin, sie zu beherrschen, sondern mit ihnen gemeinsam zu arbeiten und einer hochgehaltenen Sache zu dienen — und wo er es konnte — sie in ihrem Thun zu fördern.

«Die Lehrer sind nicht — so hat er es ausdrücklich ausgesprochen — ein untergeordnetes Material, das man nach Belieben und Umständen benutzt und wegwirft.» Er zeigte seinen Lehrern auf Schritt und Tritt, namentlich auch den Schülern gegenüber, dass er ihre Person, ihre Arbeit, ihre Selbständigkeit achte, und durch das Vertrauen, das er ihnen bewies — das Vertrauen eines edlen Herzens zu den Menschen — hob er und beschämte er sie und forderte sie auf, es zu verdienen.

Noch weniger wie bei den Schülern, mochte er bei den Lehrern Zwang anwenden — hier erst recht hiess es ihm: von innen heraus, nicht von aussen hinein. Er war der Ueberzeugung, dass jeder so wirken soll, wie gerade er es vermöge; auch wo er mit der Art eines Lehrers nicht einverstanden war und sich bewusst war, es besser zu wissen, verzichtete er darauf, durch Anwendung von Befehlen Aenderungen zu erzwingen, es sei denn, dass er etwas durchaus nicht glaubte dulden zu dürfen, er liess ihn wol auch zu sehr gewähren.

Wo es ihm nöthig schien, wusste er schon Ansprüche zurückzuweisen: «Was fragt ihr nach euren Rechten, fragt nach euren Pflichten,» rief er wol seinen Lehrern zu — oder wie er diesen Gedanken bei manchen Gelegenheiten gern mit den Worten Hamilkar

Fölkersahms wiedergab: «Nicht die Rechte, die wir ausüben, sondern die Pflichten, die wir uns auferlegen, geben uns unseren Werth.» Am Schluss seiner Wirksamkeit hat er sich über sein Verhältnis zu seinen Lehrern dahin ausgesprochen: «Ich bin dabei nicht zu kurz gekommen, mein Wort und meine Entscheidung gilt bei den Lehrern.»

Verschmähte er den Zwang, so war er dagegen sehr bemüht, die Lehrer zum Zusammenwirken zu bringen, zum Wirken in einem Geist — nicht nach einer Schablone, immer aufs neue anregend, durch seine ideale Auffassung von Beruf und Leben, durch sein warmes Interesse für die Sache aufmunternd und belebend. Der Conferenz in Disciplinarfällen die Entscheidung zu überlassen, liebte er im Ganzen nicht, entschied lieber selbst — aber immer wieder vereinigte er die Lehrer um sich, um die Einigkeit im Geiste aufrecht zu erhalten und mit ihnen in Gedankenaustausch über Behandlung der Schüler und die Angelegenheiten der Schule zu treten. Oefters besuchte er die Stunden der Lehrer, sei es, um sich daran zu freuen, wenn sie es gut machten, sei es, weil sie es schlecht machten; dann aber nicht um sie zu tadeln, sondern um ihnen zurecht zu helfen; und die freundliche Weise, mit der es geschah, die zarte — Ehrerbietung möchte ich sagen, die er dabei vor den Schülern dem Lehrer gegenüber walten liess, die herzliche Theilnahme, mit der das schöne, leuchtende Auge des Greises über die Klasse hinsah — Alles das vermochte einen herz-erwärmenden Eindruck zu machen.

Und so ist es geschehen, dass in der zuletzt von ihm geleiteten Schule die Lehrer in hohem Grade sich als eine zusammengehörige Genossenschaft fühlten, dass zu seiner Zeit ein collegialer Sinn diesen Lehrkörper erfüllte, ein Sinn, bei dem der Eine es vertraut, wenn ihm der Andere die Wahrheit sagte, es nicht nur vertraut, sondern auch mit Dank aufnahm. Gewiss kamen Conflictte auch hier vor zwischen Lehrer und Director, und sachliche Gegensätze in den Anschauungen — sie konnten wol heftig auf einander platzen, zu dauernder Verstimmung wurde das aber nur, wo zu tiefem sachlichen Gegensatz eine Ablehnung dem collegial-freundschaftlichen Geist der Lehrergenossenschaft gegenüber hinzukam.

Ein gering achtendes Verhalten gegen den Lehrerstand und ein unbilliges Verfahren gegen seine Lehrer kränkte ihn sehr und wo — um ganz von Schulangelegenheiten abzusehen — man ihn in dem Innersten seiner Empfindungen, in denjenigen Personen, die

ihm besonders nahe standen, verletzte, da brach wol die volle ingrimmige Leidenschaft eines stark empfindenden Herzens los — er konnte da, durch seine Empfindung irregeleitet, auch ungerecht zürnen und verbittert sein.

Und da ihm das, wofür er lebte, wirklich Herzenssache war, so waren ihm diejenigen Mächte und auch diejenigen Personen, von denen er sah oder zu sehen glaubte, dass sie dem, was er hochhielt und wofür er lebte, entgegenarbeiteten oder es zerstörten — wohlgehasste Feinde. Conflictc eigentlich persönlicher Art — mochte Schröder auch wol heftig aufbrausen — dauerten nie lange, weil der Alte, wo etwas zurechtzustellen oder gut zu machen war, jedem hochherzig mit offenem Bekenntnis beide Hände zur Versöhnung entgegenstreckte.

Mit denjenigen, mit denen er ein Werk trieb, fühlte er sich — wie schon angedeutet worden — innerlich verbunden, er liess sie nicht leicht antasten, seine Lehrer wussten es und durften darauf vertrauen, dass sie gegenüber den Anklagen und dem nicht selten lieblosen Aburtheilen im Publicum und bei den Eltern an ihm wirklich einen Halt hatten; mit seiner ganzen Persönlichkeit trat er, wie überall, wo ihm etwas Herzenssache war, für die Ehre seiner Lehrer und seiner Schule ein — *toujours en vedette*.

Seine Lehrer hatten das Glück, zu wissen, dass das Auge ihres alten Directors mit freundlicher und väterlicher Theilnahme auf ihrer Arbeit ruhte — und das ist jedem ein grosses Geschenk, nicht nur für ein Kind, auch für einen Mann; sie durften wissen, dass er sich jedes Gelingens und jedes Erfolges auch um ihrer Person willen mit ihnen freute. Wie ein väterlicher Freund war er auch um ihre äussere Stellung besorgt — und für sich verzichtend — immer bedacht, seine Lehrer, so weit es ging und die Mittel der Schule es erlaubten, sicher und besser zu stellen. — Die Schule war aus kleinen Anfängen zu einem vollständigen Gymnasium emporgewachsen und zählte in 8 Gymnasial- und 3 Elementarklassen über 260 Schüler. Es war eine Schule geworden, in der unter den Schülern ein wahrheitsliebender Sinn und ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern herrschten, eine Schule von eigenartigem Charakter und belebt von dem Geist, den der Gründer derselben durch seine Persönlichkeit und seine pädagogischen Anschauungen seiner Pflanzung einzuhauchen gewusst hatte.

Schröder hatte für seinen Abgang den richtigen Zeitpunkt

erwählt. Mit der Berechtigung zum Abiturientenexamen, den erhöhten Anforderungen im Russischen, der schon dadurch nöthig werdenden Vermehrung der Stundenzahl, den steigenden Ausgaben und durch andere Umstände trat die Schule in neue, die Aufrechterhaltung der alten Traditionen vielfach erschwerende Verhältnisse ein.

In stiller Zurückgezogenheit, einer anspruchslosen und einfachen Häuslichkeit — charakterisirt durch die Bedürfnislosigkeit des alten Mannes — hat Schröder in dem Heim, das er sich geschaffen, im Kreise der Seinigen und einiger Verwandten die letzten Jahre seines Greisenalters verlebt. Von den Altersgenossen, mit denen er verkehrte, waren in Dorpat noch zwei am Leben — der, frühere Professor der Geschichte an der dorpater Universität Dr. Carl Rathlef — Schröders Bekannter seit 60 Jahren — und Schröders gleichaltriger Vetter und Jugendgenosse, der Propst Sielmann, der, schon lange an einer chronischen Krankheit leidend, tief ergriffen von dem Tode seines alten Freundes, ihm eine Woche später ins Grab nachgefolgt ist.

Im Gegensatz zu vielen anderen alten Männern war Schröder innerlich nicht einsam, weil in seiner Art, jede Persönlichkeit gelten zu lassen, ihm die Fähigkeit gegeben war, noch als Greis mit der jungen Generation mitzuleben und sich in eine neue Zeit zu finden. So hat er nicht nur mit seinen eigenen heranwachsenden Kindern wie mit Freunden zu leben vermocht, auch mit jungen Leuten, die er noch vor kurzem als Kinder in seinem Hause gesehen. Es war ihm das köstliche Geschenk gegeben, dass bis in seine letzten Tage — auch als sein Haupt schon seit Jahren schnee-weiss war — das Herz frisch und jung geblieben ist; fähig, sich für Grosses, Gutes und Schönes zu begeistern, «so dass diejenigen, die seine Grosssöhne sein konnten, neben ihm oft wie abgelebt und lebensmatt erschienen» — und unwillkürlich mochte man durch ihn an das Luther-Wort: «Alt werden steht in Gottes Gunst — jung bleiben — das ist Lebenskunst» gemahnt werden, oder an das schöne Schleiermachersche Wort von der ewigen Jugend, an das bei seiner Beerdigung erinnert wurde.

«Dem inneren Wesen» — so schildert ihn einer seiner Mitarbeiter in den letzten Jahren — «entsprach in glücklicher Harmonie die äussere Gestalt. Der breitschultrige, kraftvolle, vom Alter nur leicht gebeugte Wuchs, allein durch seine, das Mittelmass menschlicher Körpergrösse überragende Höhe schon imponierend,

kündigte eine bedeutende Erscheinung an. Und diese, keinem äusseren Zwange sich unterwerfende markige Gestalt gipfelte in einem edel geformten Haupte, dem ausdrucksvollen Spiegel des Geistes, der «sich den Körper baut». Auf der hohen, reinen, vom Schneeweiss des Alters wie mit einem Glorienscheine umwobenen Stirn thronten Hoheit und Würde. Die blauen, meist gewinnenden, freundlich blickenden Augen, die nur selten, aber dann um so vernichtender in leidenschaftlichem Feuer aufblitzten (*truces et caerulei oculi*) verriethen die Lebendigkeit der inneren Seelenvorgänge; die Energie, die sich in der gewölbten Nase und dem im Greisenalter noch stärker hervortretenden Kinne kräftig aussprach, wurde aufs Angenehmste gemildert durch den unbeschreiblichen Zauber des Wohlwollens, der von dem beredten Munde des Greises ausstrahlte. Vor diesem edlen Patriarchenhaupte musste jeder Jüngere, auch der Roheste, eine unwillkürliche Regung der Pietät empfinden, und wem der Alte sich in seiner freundlichen Art vertraulich näherte, der fühlte wol eine Art von kindlichem Ehrfurchtsschauer, als ob er das Antlitz eines geliebten Vaters sähe.»

In gelungener Auffassung hat die Malerin S. v. Kügelgen die Züge des Greises der Familie zum bleibenden Andenken aufbewahrt in einem Bilde, dessen der Anstalt geschenkte Copie auch jüngeren Generationen von Schülern den «alten Schröder» vor Augen stellen soll.

Lebhaft interessirte Schröder auch jetzt noch immer die von ihm mitbegründete und von ihm zuletzt geleitete Schule — und es konnte wol nicht anders sein, als dass ihm die herzlichste Dankbarkeit und Verehrung der einst unter ihm wirkenden Lehrer in die Stille des Privatlebens folgte, und wol manches Mal — es zeugt das von dem Verhältnis, in dem er zu ihnen stand — ist es geschehen, dass einer und der andere von jenen Männern dem lieben alten Greise — wie einem alten Vater — die Hand küsste. Und wenn sie zu ihm kamen, so hatten sie immer wieder Gelegenheit, die freundliche Gesinnung zu erfahren, die er gegen sie hegte; sie konnten sie herausfühlen aus der Freude, mit der er jedes Mal ihren Besuch empfing, aus der anspruchslosen Dankbarkeit, mit welcher er jede, auch die kleinste ihm erwiesene Freundlichkeit oder Dienstleistung aufnahm, sie sahen sie herausstrahlen aus seinen Augen, aus seinem schönen greisen Angesicht.

Tief verstimmt war Schröder in diesen Jahren oft über die ihn umgebenden allgemeinen Verhältnisse, in denen er so Vieles

von dem, was ihm theuer war und die Arbeit seines Lebens ausmachte, tiefgreifenden Umgestaltungen unterliegen sah. Aber mochten noch so oft die Wolken tiefen Unmuths ihn überschatten — oft brach doch auch wiederum sonnige Heiterkeit eines freundlichen, anspruchslosen, sich am Kleinsten kindlich freuenden Gemüthes hindurch. Erschwert und sehr getrübt wurden ihm diese Jahre dadurch, dass er allmählich erblindete, bis ihm eine Operation noch einmal das Licht der Augen und die Möglichkeit mannigfaltiger Beschäftigung und damit grössere Frische und ein Stück neuer Lebensfreude wiedergab. Am Anfang dieses Jahres, 1888, feierte er noch in einem ziemlich zahlreichen Kreise früherer Mitarbeiter seinen 80. Geburtstag.

Immer stärker jedoch meldeten sich die Beschwerden des Alters, wiederholte schmerzhaftes Krankheitsanfälle untergruben seine Kraft; aber noch etwa einen Monat vor seinem Tode, im Juni 1888, hat er mit lebendiger Geistesfrische sich des Verkehrs mit den Seinen freuen und mit regem Interesse die die Gemüther bewegenden Fragen besprechen, in seinem Garten umherwandelnd sich an der Natur erfreuen können.

Mit philosophischer Ruhe, ohne Grauen und Furcht, hat der Greis dem herannahenden Tode entgegengesehen. Ein halbes Jahr nach seinem 80. Geburtstag, ein halbes Jahr vor seiner goldenen Hochzeit, nach mehrwöchentlicher Krankheit, in welcher das Bewusstsein mehr und mehr entschwand, ist er am Abend des 9. August 1888 sanft und friedlich entschlummert, so leise, dass man den letzten Athemzug von den vorhergehenden nicht zu unterscheiden vermochte.

«Ich wüsste» — heisst es in einem bald nach Schröders Tode von einem der tüchtigsten unter seinen früheren Lehrern, einem späteren Prediger, geschriebenen, an einen jungen, grösstentheils im Schröderschen Hause aufgewachsenen Freund gerichteten Briefe, der hier eine Stätte finden und der Anschauung des Schreibenden Ausdruck verleihen mag — «ich wüsste keinen besseren Bibelspruch auf sein Grab als Jes. 40, 30. 31: Die Knaben werden müde und matt und die Jünglinge fallen, aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln, wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden. Es will mir dieses Wort auch deshalb passend für den Seligen erscheinen, weil es ein alttestamentliches ist, so wie er einem alttestamentlichen Patriarchen zu vergleichen. Wie Abraham

auf Hoffnung glaubte, so traute er seinem Gott auf Hoffnung; er werde alles, wenn auch in ferner Zukunft zu Stand und Wesen bringen, was seinem Liebesrath gefällt. Die Gegenwart sah unser alter Vater oft in sehr trübem Licht, die vorliegenden Zustände machten ihn unmuthig, weshalb sich eine gewisse Bitterkeit mit der freudigsten Hingabe an seine Ideale verband. Der Erlöser und Heiland sollte auch bei ihm gleichsam noch kommen, Christus erschien ihm als der wunderbar Erhabene, aber gleichsam als der Verheissene, noch Ferne, noch nicht in persönlicher Gemeinschaft mit uns stehend. Den Inhalt der Offenbarung Christi: «Gott ist die Liebe» und 1. Cor. 13 hatte er in seine Seele aufgenommen; der Träger der Offenbarung schien ihm als der Gegenwärtige und das, was er lehrte, an uns Wirkende noch fremd zu sein, wie die alttestamentlichen Gottesmänner sich an dem Licht des Sternes aus Jacob erfreuten, der Stern selbst ihnen aber fern und räthselhaft erschien. Nun wir hoffen und glauben, dass jetzt die alttestamentliche Zeit für ihn vorüber ist, dass die Weissagung zur Erfüllung geworden ist, dass er aus dem Hoffen zum Besitzen gelangt ist, und in Jesu Christo das Vorbild alles Wahren, Guten und Schönen anschauen wird, nach dem er hier mit so glühender Sehnsucht gerungen. . . . Gott wolle als die Frucht dieses Lebens einen unverilgbaren Zug zum Vorwärtsstreben in uns erhalten und einen unauslöschlichen Hass gegen alle Geistesträgheit; nicht dass ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte.» — —

Unter den Klängen des Chorals, den die Seinigen ihm wol an den Feiertagen des Hauses hatten singen müssen, wurde seine irdische Hülle aus seiner Wohnung getragen:

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren,
Lob' ihn o Seele, vereint mit den himmlischen Chören.
Kommet zu Hauf,
Psalter und Harfe, wacht auf!
Lasset den Lobgesang hören.

Die schöne Leichenrede hielt Docent, Pastoradjunct Mag. R. Seeberg; am Grabe sprachen der Inspector des Gouvernementsgymnasiums C. Treffner, ein Oberlehrer des Privatgymnasiums G. Rathlef und im Namen früherer Schüler Stud. L. v. Lingen und Redacteur Hydel aus St. Petersburg.

Es war eine zahlreiche Schaar: Angehörige, Lehrer, Schüler, die den Todten zur letzten Ruhestätte geleiteten. Von seinem

Grabe aus aber ergeht an diejenigen, die ihn hochgestellt und die ihn lieb gehabt haben, die Mahnung, die Tacitus einem edlen Sterbenden, dem sterbenden Germanicus in den Mund legt:

Non hoc praecipuum amicorum munus est prosequi defunctum ignavo quæstu, sed quae voluerit meminisse, quae mandaverit exsequi.



Zu berichtigen:

- S. 1 Z. 5 v. u. hatten st. hatte.
 » 4 » 13 v. o. und die uns Muster.
 » 7 » 11 v. o. hinderte st. hindert.
 » 8 » 18 v. o. pädagogischem
 » 15 » 8 v. u. seien st. sei.
 » 17 » 8 v. o. von st. vom.
 » 18 » 11 v. o. an den Werth st. in.
 » 18 » 17 v. o. in den Sumpf.
 » 18 » 1 v. u. und S. 19 Z. 1 v. o. ihn umgebenden.
 » 19 » 8 v. o. Stützen st. Nützen.
 » 22 » 10 v. u. solle st. soll.
 » 28 » 19 v. o. und in Jesu.
 » 29 » 5 v. o. voluerit st. voluerat.

A/ 389
Rathlef

